

Die Analogielehre ist ein zentrales Stück theologischer Methodenlehre.

Beginnen wir mit einer einfachen Definition aus dem "Theologischen Reallexikon": "Analogie (griech. ἀναλογία, lat. *proportio* seit Varro und Cicero; bei Quintilian, Seneca und in der scholastischen Tradition auch als Fremdwort *analogia* gebraucht), bezeichnet im *allgemeinsten Sinn* eine Ähnlichkeit, die durch Vergleich zwischen zwei oder mehreren Größen erkannt wird. Die Ähnlichkeit kann sich auf unterschiedliche Merkmale der verglichenen Größen beziehen. Es kann sich um wesentliche oder äußerliche Merkmale der verglichenen Größen handeln. Man bezeichnet das, worin sich die Vergleichsglieder ähnlich sind, als *Analogon*. Unter *Analogaten* versteht man die jeweiligen verglichenen Größen. Die Ausdrücke *Analogie* (Ähnlichkeit, Entsprechung, Gleichartigkeit; Gleichheit von Verhältnissen, Ähnlichkeit von Verhältnissen) und *analog* (ähnlich, entsprechend, gleichartig, ähnlich sich verhaltend) sind erst spät in die (gebildete) Alltagssprache eingedrungen" (TRE 2, 625f.).

Die Analogielehre gehört nicht im strengen Sinne zur Dogmatik, sondern zur theologischen Erkenntnislehre. Doch die Dogmatik, insofern sie die Glaubenslehre darlegt, hängt von dieser Grundfrage ab.

Die Analogielehre ist nicht im theologischen Bereich entwickelt worden. Sie entsteht dort, wo wir entdecken: Unser Vorrat von Worten ist endlich, die Wirklichkeit aber ist unerschöpflich differenziert. So kann es geschehen – und es geschieht dauernd –, dass wir zwei Dinge mit demselben Wort benennen (müssen), obwohl zwischen ihnen auch ein Unterschied besteht. Das kommt in dem Spiel "Teekesselchen" zum Ausdruck. Es beruht darauf, dass ein und dasselbe Wort zwei Dinge bezeichnet, die eine völlig unterschiedliche Bedeutung haben: Birne, Pony, Flügel, Schalter, Bank, Nagel, ...

In der Theologie beginnt man über "Analogie" in dem Moment – implizit oder explizit – nachzudenken, wo es auf einmal nicht mehr selbstverständlich erscheint, dass wir über Gott sprechen – was doch die Theologie in ihrem innersten Selbstverständnis ausmacht: Hat das Wort "Gott" irgendeine Bedeutung? Ist es eine anthropomorphe Projektion?

Die Vorlesung heißt nicht einfach "Analogielehre", sondern "Die Neuentdeckung der Analogie". Hier beziehe ich mich auf ein Phänomen vor allem im angelsächsischen Raum, an dem unser Doktoratsprogramm im vergangenen Jahr aktiv mitgewirkt hat: In Cambridge fand – von jungen Nachwuchswissenschaftlern organisiert – eine Tagung zum Thema "New Trinitarian Ontologies" statt (online-Dokumentation: <https://www.newtrinitarianontologies.com/>). "Ontology" ist das Schlüsselwort für die Frage nach dem "Sein" der Dinge. Sie kommt neu auf, nachdem wir meinen, sagen zu müssen: "Wir leben in einem post-metaphysischen Zeitalter", d.h. wir können keine Aussagen mehr aus dem Bereich des Endlichen über Grund und Ziel unserer Wirklichkeit machen. Früher oder später entdecken wir allerdings: Wir bestimmen doch unsere Lebenswelt in allgemeinen Kategorien, die de facto sehr weitreichende Optionen treffen:

- Es ist besser, dass wir sind, als dass wir nicht sind.
- Unsere Sprache bezieht sich auf die Wirklichkeit, die uns umgibt.
- Wir können also etwas "erkennen" und darüber kommunizieren.
- Wir formulieren universale Aussagen, obwohl die Reichweite unserer Vernunft endlich ist.

Man könnte diese Annahmen bereits "metaphysisch" nennen – doch um ihre Zugehörigkeit zum Bereich der endlichen, werdenden Welt auszudrücken, sprechen wir von einer "ontologi-

schen" Rede. Damit ist noch nichts vorentschieden. Vielleicht lässt sich eine "Ontologie" der Nichtigkeit aller Dinge entwickeln. Aber wir werden uns bewusst, dass wir ständig mehr tun als empirische Fakten zu benennen.

Wenn wir in der Neuentdeckung der Analogie noch etwas weiter gehen, dann begegnet sie uns im theologisch-philosophischen Bereich. In der Tat ist hier die Klärung unumgänglich, ob die Rede von Gott überhaupt eine Erkenntnismöglichkeit des Menschen darstellt.

Heute hat ein neues Interesse an der Ontologie eingesetzt, vor allem im englischsprachigen Raum. Hier wird die Analogie neu unter dem rätselhaften Kürzel TAD neu verhandelt:

#### Transcendentals – Analogy – Divine Transcendence

"Transzendentalien" sind die übergreifenden Bestimmungen aller seienden Dinge, die diesen unabhängig von ihren spezifischen Definitionen zukommen. In der Regel werden genannt: das Sein, das Wahre, das Gute, das Schöne. Diese Transzendentalien deuten auf einen gemeinsamen Ursprung hin, in dem alles Seiende zur Einheit verbunden ist. Soweit der gemeinsame Ursprung "Gott" genannt wird, kommt die Frage nach der göttlichen Transzendenz auf: Gott übersteigt ("transzendiert") einerseits alle Bestimmungen des endlichen Seienden – andererseits gibt es doch einen Bezug, der uns sinnvoll über diesen Gott sprechen lässt. In der richtigen Bestimmung zwischen radikaler Differenz und wirklicher Verbundenheit ist die Analogielehre im Bereich der Theologie angesiedelt.

Dabei wird die Schlüsselstellung der Analogielehre deutlich. Sie hat eine sprachliche, linguistische, und eine seinsbezogene, ontologische Seite. Ich zitiere Eberhard Jüngel:

"Die Lehre von der Analogie, die im Zusammenhang des Problems der Angemessenheit oder Unangemessenheit menschlicher und deshalb auch immer, so scheint es, vermenschlichender Rede von Gott besonders interessiert, ist unter dem Titel *analogia nominum* bekannt. Diese Lehre von der Analogie der Namen oder besser der *Benennung* muss freilich immer mitreflektieren, welches *Seiende* zu benennen ist. Denn eine Ähnlichkeit oder Analogie des Benennens gibt es nur da, wo verschiedene Seiende mit demselben Wort zur Sprache gebracht oder sprachlich näherhin gekennzeichnet werden, und zwar hermeneutisch legitim mit demselben Wort gekennzeichnet werden. Insofern lässt sich die Analogie der Benennung nicht schlechthin trennen von der Frage nach dem Sein des Seienden. Sie impliziert in irgendeinem Sinn eine Analogie des Seins. Die Lehre von der Analogie des Seins ist unter dem Titel *analogia entis* bekannt" (Eberhard Jüngel, *Gott als Geheimnis der Welt*, Tübingen <sup>2</sup>1977, 357).

*Analogia entis* – das klingt sehr nach Thomas von Aquin, stammt aber nicht aus seinem Werk, wenn es auch in der scholastischen Terminologie seit Ende des 15. Jahrhunderts zu finden ist. In die Diskussion brachte dieses Wort ein Jesuit im 20. Jahrhundert: Erich Przywara SJ, der ein unlesbares Buch unter dem Titel "Analogia Entis" verfasste, das 1932 erstmals erschien. An diesem Werk arbeiteten sich viele der großen Theologen des Jahrhunderts ab, nicht zuletzt Karl Barth und Hans Urs von Balthasar. Der konstitutive Seinsbezug analoger Sprache wurde gleichsam zum ersten Schauplatz einer neuen Beschäftigung mit der Analogielehre. Damit beginnen wir heute, weil diese erste Neuentdeckung der Analogie wieder abgeklungen ist und folgenlos blieb. Wir können lange darüber nachdenken, warum das wohl so war: Hat Przywara zu kryptisch geschrieben? War die Frage noch nicht richtig gestellt? Hat die konfessionelle Polemik über die erkenntnistheoretische Frage gesiegt?

Wir werden nach dem heutigen Einstieg in zwei Richtungen arbeiten:

- 1) Rückfrage nach der Entstehung und Entwicklung der Analogielehre
- 2) Vorblick auf den neuen Rezeptionskontext der Analogielehre, der hoffentlich nun erfolgrei-

cher die Thematik wieder in die Debatte einführt.

Beginnen wir mit dem berühmten Schlachtruf von Karl Barth in der Einleitung zu Band I seiner "Kirchlichen Dogmatik", Seite VIII/IX. Barth erklärt in diesem Vorwort, warum er von seiner "christlichen Dogmatik" zu einer "kirchlichen Dogmatik" vorangeschritten ist:

"Das bedeutet vor allem, dass ich einiges (worunter doch auch meine eigenen Absichten) jetzt besser verstanden zu haben meine, indem ich in dieser zweiten Fassung des Buches tunlichst Alles, was in der ersten nach existentialphilosophischer Begründung, Stützung oder auch nur Rechtfertigung der Theologie allenfalls aussehen mochte, ausgeschieden habe. ‚Das Wort *oder* die Existenz?‘ Die erste Auflage hat dem Scharfsinn und doch auch – der Verständnislosigkeit einigen Anlass geboten, diese Frage zu stellen. Ich darf hoffen, dass sie nun, wenigstens was meine Absicht betrifft, deutlich beantwortet ist. Weil ich in jenem Unternehmen nur eine Neuaufnahme der Linie Schleiermacher-Ritschl-Hermann, und weil ich in jeder denkbaren Fortsetzung dieser Linie nur das klare Verderben der protestantischen Theologie und Kirche erblicken kann, weil ich zwischen dem nur auf römisch-katholischem Boden legitimen Spiel mit der *analogia entis*, zwischen der Größe und dem Elend einer angeblichen natürlichen Gotteserkenntnis im Sinne des [I.] Vatikanums und einer aus ihrer eigenen Quelle sich nährenden, auf ihren eigenen Füßen stehenden, von jenem säkularen Elend endlich befreiten protestantischen Theologie keine dritte Möglichkeit mehr sehe, deshalb kann ich hier nur Nein sagen. Ich halte die *analogia entis* für die Erfindung des Antichrist und denke, dass man *ihretwegen nicht* katholisch werden kann. Wobei ich mir zugleich erlaube, alle anderen Gründe, die man haben kann, nicht katholisch zu werden, für kurzsichtig und unernsthaft zu halten".

Was setzt Karl Barth dem Antichrist entgegen? Nun, ganz einfach: Nichts in der endlichen Wirklichkeit bietet mir einen sicheren Erkenntnisboden, um auf Gott zu schließen. Nur Gott selbst kann über Gott sprechen und uns Gott zur Erkenntnis bringen. Dies geschieht in der Offenbarung, die in der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus seinen Höhepunkt und seinen verbindlichen Bezugspunkt findet. Der Zugang zu Jesus Christus ist vermittelt durch das Wort der Heiligen Schrift. Wir können das Lesen in der ersten These der Barmer Theologischen Erklärung, die später in der Kirchlichen Dogmatik als Leitsatz aufgegriffen wird:

"Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben. Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und müsse die Kirche als Quelle ihrer Verkündigung außer und neben diesem einen Worte Gottes auch noch andere Ereignisse und Mächte, Gestalten und Wahrheiten als Gottes Offenbarung anerkennen" (Karl Barth, Kirchliche Dogmatik IV/3,1, 1).

Im Kontext des Dritten Reichs und der allzu naiven "Anknüpfung" der Deutschen Christen an völkische Kategorien kann man diesen prophetischen Protest nur allzu gut verstehen. Aber Fragen bleiben, und es war Hans Urs von Balthasar, der sie in der Würdigung Barths in seinem Buch "Karl Barth. Darstellung und Deutung seiner Theologie" (Einsiedeln 1951, <sup>4</sup>1976) deutlich stellte. Wenn es keinerlei irdischen Anknüpfungspunkt für die Selbstoffenbarung Gottes gibt – wie können wir dann Gottes Wort wirklich als *Gottes Wort* erkennen und von allen anderen Worten unterscheiden? Welche Autorität sagt uns, dass wir uns nicht täuschen, sondern wirklich Gott spricht? Welchen Grund haben wir, dieser Autorität zu glauben? etc.

Vgl. den beigefügten Auszug aus Balthasars Werk über Karl Barth, S. 175-179.